

Die Ochsenhauser Orgelbau-Werkstätte im 18. Jahrhundert

Zum 250. Todesjahr des Orgelbauers Jacob Hör

Von Johannes Mayr, Bad Wurzach

Ochsenhausen und Orgelbau – wer denkt nicht sofort an den in Ochsenhausen geborenen *Joseph Gabler* (1700–1771), der seinen Ruhm mit dem Bau der dortigen großen Orgel (1728–1734) begründete? Doch bestand in Ochsenhausen von 1741 bis etwa 1807 eine Werkstatt-Tradition, die mit Gabler nur in mittelbarem Zusammenhang steht. Auf die Biographie Gablers soll also hier nicht näher eingegangen werden (sie würde ein eigenes Buch verdienen); dennoch müssen vorab noch ein paar Daten erwähnt werden.

Fest steht, daß Gabler den Orgelbau erst in Mainz erlernt hat. In Ochsenhausen hatte er (entgegen einer in der Literatur da und dort herumspukenden Legende) keine Gelegenheit dazu; denn in der fraglichen Zeit mußte das Kloster auch für bescheidene Routinearbeiten auswärtige Meister heranziehen, wie die Abtrechnung 1716/1717 belegt: „Dem Orgelmacher von Ottobeyren hießiges Positiv zu durchgehen und die große Orgel zu stimmen, den Tag à 36 xr., seinen Gesellen à 14 xr. sambt Trinkgelt bezahlt 20 fl. (Gulden).“¹

Gablers Hauptwohnsitz blieb in Mainz, bis er

1737 nach Weingarten umzog. 1750 bis 1753 baute er die Ochsenhausener Hauptorgel um, blieb aber wiederum nicht dort, sondern führte in der Folgezeit ein unstabiles Leben. Jedenfalls kam Ochsenhausen zu keiner Zeit als fester Standort für Gablers Werkstatt in Frage.

Um 1735 machte sich der Orgelbauer *Jacob Hör* in Reinstetten selbständig. Er war daselbst am 31. Mai 1702 getauft worden als Sohn des *Joseph Hör* und der *Catharina Durnerin*?; am 2. Oktober 1735 erwarb er das „halbe Häusle“ *St. Hilarius*, und am 13. November desselben Jahres vermählte er sich mit *Francisca Wagnerin* aus Ochsenhausen, die – am 2. Dezember 1713 in Ochsenhausen getauft – dort am 22. März 1784 starb. Einer der beiden Trauzeugen war *Josef Laubegg* (*Laubeck*) aus Ochsenhausen.

Die Umstände der Umsiedlung des Meisters und seiner Familie nach Ochsenhausen wurden im Beirodel unter dem 26. Januar 1741 wie folgt vermerkt: „Nach dem dem *Jacob Hör* sein halbes Heußlin *S. Hilarius* in Reinstetten abgebronnen, so kaufte er von der Gemeind in Ochsenhausen einen Gemeinds Blaz von 40 Schue lang und breit p.40 fl., um ein Haus darauf zu bauen . . .“³ Hauspatronin wurde sinnigerweise die Patronin der Kirchenmu-



Die Orgel der ehemaligen Stiftskirche in Wolfegg – ein Werk des Ochsenhauser Orgelbauers *Jacob Hör*. Aus: *Gebhard Spahr, Oberschwäbische Barockstraße II, Weingarten 1978.*



Die 1988 restaurierte Höß-Orgel im Chor der Ochsenhauser Klosterkirche St. Georg.

Foto: Klais, Bonn

sik, die hl. Cäcilia. Leider konnte sich Hör seines neuen Besitzes nicht mehr lange erfreuen: er verstarb bereits am 29. Dezember 1741 in Ochsenhausen.

Jacob Hör scheint ein gefragter Meister gewesen zu sein: 1736 erhielt er den ehrenvollen Auftrag, für die Wolfegger Stiftskirche eine neue zweimanualige Orgel zu bauen. Ihr herrlicher Prospekt ist nebst einigen alten Registern erhalten geblieben.⁴ Im gleichen Jahr wurde er auch mit dem Bau einer neuen Orgel für die Kißleggler Pfarrkirche beauftragt, von der sich allerdings nur einige Gehäuseteile erhalten haben. 1740 lieferte er ein Chororgelgehäuse nach Kißlegg, das vielleicht mit dem heute noch vorhandenen Kißleggler Positiv identisch ist.⁵

Wo Hör das Orgelbauhandwerk erlernt hat, ist unbekannt; Gabler kommt jedenfalls schon wegen des geringen Altersunterschiedes als erster Lehrmeister nicht in Frage. Denkbar wäre allenfalls, daß Hör beim Ochsenhausener Orgelbau 1728 bis 1734 mitgewirkt hat. Die erhaltenen Teile der Wolfegger Orgel deuten nicht auf eine stilistische Abhängigkeit von Gabler hin.

Wenige Wochen nach Hörs Tod, für die damalige Zeit aber nicht unüblich, verheiratete sich seine Witwe bereits wieder, und zwar mit dem Orgelbauer *Joseph Laubeck*, den wir schon bei ihrer ersten Eheschließung kennengelernt haben. Joseph Laubeck, Sohn des Johann Peter Laubeck und der Anna Dornstekhin, wurde am 25. Januar 1713 in Ochsenhausen getauft und verschied daselbst nach

sechstägigem Fieber am 17. Mai 1770. Auch bei dieser Trauung – sie fand am 4. Februar 1742 in Ochsenhausen statt – verdient einer der Trauzeugen namentliche Erwähnung, nämlich ein „Andreas Redle von Roth“, vermutlich identisch mit jenem Andreas Rädle, welcher 1745 in den Weingartener Orgelakten als Lehrling Gablers erwähnt wird und der später als Bruder Balthasar ins Kloster Weingarten eintrat.⁶

Wahrscheinlich erlernte Laubeck den Orgelbau ab 1728 bei Gabler; möglicherweise half er seinem Lehrmeister auch beim Orgelumbau 1750 bis 1753. Einen Beleg für die Zusammenarbeit Gablers mit Laubeck auch in späterer Zeit liefert der Vertrag zwischen der Stadt St. Gallen und dem Orgelbauer Jacob Bommer vom 2. September 1761, in dem sich Bommer verpflichtet, eine neue Orgel für die Pfarrkirche St. Laurenzen „nach der Form und Grösse, als die Herren Gabler und Laubeckh von Ochsenhausen eine Zeichnung verfertigt“, zu errichten.⁷

Bislang läßt sich nur ein einziger Orgelneubau Laubeck zuschreiben⁸: 1745 wurde in Steinhausen an der Rottum eine neue Orgel mit 11 Registern für 1420 Gulden und 23 Kreuzer aufgestellt; 1754 wurde dieses Instrument um 150 Gulden „verbessert“.⁹ Vielleicht kam damals das Rückpositiv dazu, das heute noch nebst dem Hauptgehäuse erhalten ist. Die übrigen Belege über Tätigkeiten Laubecks finden sich in den Ochsenhausener Abteirechnungen; es handelt sich meist um Reparaturen von Geigen, Clavichorden und anderen Saiteninstrumenten.

1747 erhielt Laubeck den bescheidenen Betrag von 5 Gulden für die Reinigung und Stimmung der Chororgel.

Anhand dieser wenigen Belege darf Laubeck kaum zu den bedeutenderen Orgelbaumeistern gerechnet werden; dennoch war er offenbar nicht unermögelt und genoß in Ochsenhausen großes Ansehen als Präfekt der Sebastiansbruderschaft.¹⁰

Joseph Höß, getauft am 14. März 1745 in Dietsheim, brachte neuen Schwung in die nach dem Tode Laubecks am 17. Mai 1770 verwaiste Orgelbauwerkstätte. Am 27. September 1772 heiratete er in Ochsenhausen Laubecks Tochter Caecilia (13. Oktober 1749–1. September 1776) und gelangte in den Besitz des St.-Cäcilia-Anwesens. Wo Höß sein Handwerk erlernt hat, ist unbekannt. Möglicherweise ging er bei Georg Friedrich Schmahl in Ulm in die Lehre. Nach Knecht¹¹ soll Höß als Geselle in Sachsen gearbeitet haben, wo damals auch Mitglieder der Orgelbaurdynastie Schmahl nachweislich tätig waren. Für die oft als Tatsache ausgegebene Vermutung, Höß sei Gabler-Schüler gewesen, gibt es keine stichhaltigen Argumente. Joseph Höß war nach Johann Holzhey der bedeutendste oberschwäbische Orgelbaumeister des ausgehenden 18. Jahrhunderts, wenn sich auch weit weniger Orgelwerke von ihm erhalten haben, und auch diese meist nur in Teilen. Es handelt sich um folgende Werke: Stadtpfarrkirche Biberach, Chororgel (1776); Gehäuse erhalten; Klosterkirche Ochsenhausen, Chororgel (1779/80); Gehäuse und einige Register erhalten, 1988 rekonstruiert; Klosterkirche Neresheim (1780/81); Teile erhalten, derzeit außer Funktion; Pfarrkirche Dischingen (1782/83); besterhaltene Höß-Orgel; Klosterkirche Kaisheim (1790–1792); ca. 1000 Höß-Pfeifen erhalten.

Weitere Höß-Pfeifen finden sich in den Organen der Stiftskirche Schloß Zeil (1782–1785 von Höß umgebaut) und der Stadtpfarrkirche Bad Wurzach.

Von den vier dreimanualigen Organen, die Höß erstellte, sind drei völlig untergegangen (die vierte war die Kaisheimer Hauptorgel; sie verfügt seit 1888 nur noch über zwei Manuale). Es handelt sich um die Stadtpfarrkirchenorgeln in Biberach (1777/78), Nördlingen (1792–1794) und Bozen. Die Fertigstellung des letzten Werkes erlebte der Meister nicht mehr; er starb am 24. März 1797 in Bozen an Faulfieber (Typhus).

Der älteste Sohn aus der zweiten Ehe von Joseph Höß mit Angela Kisel (6. Juli 1752–3. Juli 1801), Thomas Höß, getauft am 21. Dezember 1778, trat die Nachfolge seines Vaters an und vollendete 1799 die Bozener Orgel. Nach dem Tod seiner Mutter erbte er das Haus St. Caecilia. Die dazugehörenden Grundstücke wurden am 18. Juni 1802 verkauft, und sieben Tage später „wurde Thomas Heß im Anschlag à 100 fl. belehnt, die Recognition von der Orgelmacherkunst vorbehalten“. Die Zeitumstände der Säkularisation jedoch, die viele Orgelbauwerkstätten in den Ruin zwangen, bedeuteten auch für die Ochsenhausener Werkstätte das Aus. Am 10. Oktober 1805 stellt Höß „dem Kurator Max Fridinger über 500 fl., ingleichen seiner Schwester Bernarda Hessin über 200 fl. eine vom 1.ten September

1805 zu 5 pro cent verzinsliche Obligation nebst einer General-Hypothek aus“. Am 17. September 1807 wird das halbe Haus verkauft; möglicherweise verließ damals Thomas Höß seine Heimat.¹² 1811 ließ er sich in Wien nieder, wo es ihm gelang, sich als Hersteller von Spieluhren bzw. Orgelwalzen eine neue Existenz aufzubauen.¹³ Sein Todesdatum ist unbekannt.

Ergänzend darf noch auf einige im 19. und frühen 20. Jahrhundert in Ochsenhausen ansässige Orgelbauer hingewiesen werden: *Johann Michael Schultes* wohnte und arbeitete etwa von 1834 bis 1837 in Ochsenhausen, kehrte dann aber nach Neresheim, seiner vormaligen Wirkungsstätte, zurück.¹⁴ Um die Jahrhundertwende waren die Gebrüder *Schwarzbauer* in Ochsenhausen tätig.¹⁵ 1905 läßt sich dann *Albert Schönle* nachweisen.¹⁶ Dieser übernahm 1908 die Leitung der ehemals renommierten Münchner Orgelbaufirma Maerz, konnte sie aber nicht mehr über den 1. Weltkrieg und die Inflationszeit hinüberretten.¹⁷

Anmerkungen

- 1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart B 481 L
- 2 Die Lebensdaten sind den Kirchenbüchern Reinstetten bzw. Ochsenhausen (Mikrofiches im Kreisarchiv Biberach) entnommen.
- 3 Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 230 Bd. 211
- 4 Herrn Thomas Fischer, Wolfegg/Rottenburg, danke ich für die Überlassung seines Manuskripts „Die historische Orgel in der Stiftskirche Wolfegg“.
- 5 Helmut Völkl (Hg.): *Orgeln in Württemberg*, Neuhausen-Stuttgart 1986, S. 93
- 6 Friedrich Jakob: *Die große Orgel der Basilika zu Weingarten*, Männedorf 1986, S. 32
- 7 Klaus Könnner: *Der süddeutsche Orgelprospekt des 18. Jahrhunderts. Entstehungsprozeß und künstlerische Arbeitsweisen bei der Ausstattung barocker Kirchenräume* (Dissertation, Druck in Vorbereitung). Ich danke Herrn Dr. Könnner für die Mitteilung des Vertragstextes. Das Original befindet sich im Stadtarchiv St. Gallen, Tr.C. Nr. 8a.
- 8 Festschrift zur Orgelweihe, Seibranz 1952
- 9 Abteirechnungen Ochsenhausen (siehe Anm. 1)
- 10 Konstantin Maier, *Zur Geschichte des Klosters Ochsenhausen im 18. Jahrhundert*, in: Michael Ladenburger (Hg.): *Beiträge zu Orgelbau und Orgelmusik in Oberschwaben im 18. Jahrhundert*, Tutzing 1991. – Herrn Dr. Ladenburger danke ich für die Übersendung dieses Manuskripts der Ochsenhauser Orgeltagung 1988.
- 11 Justin Heinrich Knecht: *Vollständige Orgelschule für Anfänger und Geübtere*, 2. Abteilung, Leipzig 1796, S. 191
- 12 Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 230 Bd. 211
- 13 Michael Ladenburger, *Die Geschichte der Chororgel der ehemaligen Klosterkirche Ochsenhausen*, in: *Die Chororgel in der Klosterkirche Ochsenhausen. Sanierung 1986–1988*, Ochsenhausen 1988
- 14 Staatsarchiv Sigmaringen, Wü 136/2, Nr. 602 ff.
- 15 1899 erbauten sie eine Orgel in Berkheim (freundliche Mitteilung Prof. Dr. Konstantin Maier, Berkheim)
- 16 Klaus Könnner, *Ein Modellfall zeitgenössischer Denkmalpflege*, in: Otto Beck/Ludwig Haas (Hg.), *Guttenzell. Geschichte und Kunstwerke*, München/Zürich 1988, S. 60
- 17 Hans Schmid, *600 Jahre Orgeln in München*, in: *Ars organi* Heft 2, Juni 1984, S. 78